

[Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

schürze über dem schwarzen Tuchkleide, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem weißen Scheitel, saß sie auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster, strickte für die immer zahlreicher werdende Enkelschar Strümpfe und beobachtete dabei das kleinstädtische Treiben auf dem Marktplatz.

Immer älter wurde Großmutter und dabei immer jünger. Wenn jemand fragte, wie man so zu fragen pflegt: „Na, Großmutter, leben Sie immer noch?“ dann lachte sie: „Worum sull eck nich: De pohr Joarkes bet hundert, de war eck schons noch schaffe.“

Großmutter wurde siebzig Jahre alt, sie wurde achtzig, und immer noch brauchte sie keinen Arzt, keinen für den Körper und keinen für die Seele. Sie wurde Urgroßmutter und strickte für die Ur-enkel genau so Strümpfe, wie sie sie für die Enkel gestrickt hatte.

Der große Krieg kam; zwei Enkelsöhne und der Schwiegersohn Fleischermeister blieben im Felde. Gerhard, ihr eigener Jüngster, folgte seiner vorangegangenen Frau in den frühen Tod. Ringsum starben Verwandte und Bekannte — Großmutter lebte immer noch. — Der Krieg ging vorüber. Großmutter hatte die vierundachtzig erreicht, aber ihr Rücken war noch ungekrümmt und ihr Geist ungetrübt. Zu ihrem alten Groll gegen den Herrgott kam nun noch der, daß er ihre liebe Danziger Heimat, die schon soviel Schweres durchgemacht hatte, nun wieder von der deutschen Mutter losreißen ließ. „De lewe God es Jungesahl, de käämmt sich nich um siene Ringer“, sagte sie mit bitterem Humor.

Dann aber geschah es doch, daß Großmutter ins Krankenbett mußte. Bald nach ihrem vierundachtzigsten Geburtstag. Sie war die Kellertreppe hinuntergefallen und hatte sich dabei ein Bein gebrochen. Da lag sie nun und konnte sich nicht helfen und mußte es dulden, daß der Arzt kam. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz, aber es half nichts: sie mußte zu Bett bleiben, das erste-mal in ihrem Leben länger als drei Tage.

Der Doktor kam beinahe täglich, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher. Und eines Tages sprach er insgeheim mit der Tochter, und als er gegangen war, konnte diese ihre Tränen nicht ver-

bergen. „Wat grienste?“ forschte Großmutter mißtrauisch. „Eck grien doch nicht. Eck haw Zippelle jeschnede“, log Lene.

„Bätahl keene Märkes. Eck starw noch nich!“

Der Sohn Wilhelm kam, der längst nicht mehr Rahn fuhr, sondern Haus und Hof im Werder sein eigen nannte. Die Tochter aus der Großstadt kam mit der jüngsten Enkelin. „Bot well jie?“ fuhr Großmutter sie an. „Eck sie noch nich up'm Dodebett.“ Die Nachbarn kamen und zeigten betrübte Mienen. „Det gefft noch keen Leichschmaus“, fauchte Großmutter undkehrte das Gesicht zur Wand, sie, die sonst die Höflichkeit selber war. „Sull eck nich no dem Pfarrer schecke, Moder?“ fragte die Tochter eines Tages. „No dem Pfarrer? Beste woll dwatsch? Wat sull de Mann?“ — „Eck meen blot — eener kahn nich weete wat nachher käämmt —“

„Onsenn! Wo sull dat bette Loft noch hää?“

Großmutter wurde schwächer und schwächer, jedoch vom Pfarrer wollte sie nichts wissen. Dann aber kam der Pastor doch wie von ungefähr.

„Ich habe gehört, daß Sie einen kleinen Unfall hatten, Großmutter“, sagte er, „und da Sie doch zu meinen Schäflein gehören, wenn Sie sich auch um Ihren Hirten nie gekümmert haben —“ „Bin trotzdem nich in die Irre gegangen“, schnitt Großmutter ihm grob die Rede ab.

„Das habe ich auch nicht sagen wollen“, antwortete der Geistliche mild. „Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht und mich ein bißchen mit Ihnen unterhalten.“

Unterhalten! O ja, das wollte Großmutter immer noch! Über eine Stunde blieb der Pfarrer mit ihr allein. Worüber sie gesprochen haben, davon hat er nie etwas verlauten lassen. Nach dieser Stunde aber konnte er die Tochter hereinrufen. Großmutter, die schon seit Tagen keinen Appetit mehr auf leibliche Nahrung hatte, nahm die Speise des Himmels aus der Hand des Priesters, und als der Pfarrer sie zum Abschied fragte, wie sie sich nun fühle, flüsterte sie: „Dank schön, Herr Pfarrer. Nu hab' ich alles, was ich brauche.“

Lächelnd drehte sie den Kopf zur Seite, schloß die Augen und ging still ein zu ihrem Herrgott, mit dem sie endlich doch Frieden gemacht hatte.

Gert Schoenhoff.